

ursprünglichen Symposiums zu tun haben. Unbestreitbar ist die Doppelaussage richtig, dass Ostasien zu den Gewinnern der Globalisierung zählt und dass vieles, was in China, Südkorea oder der ASEAN-Gruppe an Plänen und Bemühungen um Kooperation, an gesellschaftlich sozialem Wandel, an Sicherheitsinitiativen, an einem sich schärfenden ökologischen Bewusstsein usw. entstanden ist, einem weltweit geteilten Modernisierungstrend entspricht, den wir Globalisierung nennen. Weniger klar bleibt jedoch der über ein bloßes Mitmachen hinausgehende aktive Anteil Ostasiens an dieser Globalisierung. Die Weltzivilisation wird immer mehr durch wissenschaftliche Standards, Innovationen und entsprechende Eingaben in die Politik geprägt. Warum dies nicht auf einer komparativen Basis zu verfolgen ist, die dann aber auch global angelegt sein müsste und sich nicht auf Ostasien beschränken darf, bleibt unerfindlich. Ordnungspolitische Impulse aus Asien in die Weltgemeinschaft, um es noch deutlicher zu sagen asiatische Überlegungen zu politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Strukturen und Handlungsmöglichkeiten im internationalen Feld und nicht zuletzt auf dem Gebiet Forschung und Entwicklung werden bestenfalls gestreift. Das Verhältnis von „rule making“ und „rule taking“, heute für jede Globalisierungsanalyse unter politikwissenschaftlicher Verantwortung unverzichtbar, kommt allenfalls hier und dort indirekt zur Sprache. Und es fehlt die Auseinandersetzung mit dem hybriden Charakter ostasiatischer Staatlichkeit, also das Spannungsverhältnis zwischen überkommener Kultur und einer Moderne, die im Ansatz nicht die eigene ist und damit erst noch so beeinflusst werden muss, dass die Region nicht einfach der Globalisierung ausgesetzt bleibt. Sinnvoll und unverzichtbar wäre ein Aufgreifen der Diskussionen um ein Asiatisches Jahrhundert gewesen (weil es wahrlich global ausstrahlen würde!) oder eine Auseinandersetzung mit Kishore Mahbubani und ähnlich argumentierenden Autoren, die sich

nachvollziehbare Gedanken um einen Ausgleich zwischen Ost und West machen.

Dem Band müsste ein zweiter folgen, der dichter an Ostasiens Leistungen und Möglichkeiten eines sich global auswirkenden „rule making“ folgt. Wir leben in vielfältigster Hinsicht in einer Phase eines gravierenden weltpolitischen Umbruchs. Der ostasiatische Anteil daran muss studiert und gewichtet werden – und in Bezug auf jene späte Westlichkeit gesetzt werden, die bis auf weiteres immer noch unser beherrschendes Zivilisationsparadigma ist.

Manfred Mols

Jeffrey N. Wasserstrom: Global Shanghai, 1850-2010. A History in Fragments

New York, London et al.: Routledge, 2008. 170 S., EUR 26,99

Der Historiker Jeffrey N. Wasserstrom (University of California, Irvine) hat mit *Global Shanghai* ein Buch vorgelegt, das auf knapp 170 Seiten kaleidoskopartig eine Geschichte Schanghais erzählt. Jedes der sieben Kapitel beleuchtet ein historisch bedeutsames Jahr im Abstand von 25 Jahren (1850, 1875, 1900, 1925, 1950, 1975, 2000). Die entsprechenden Jahre stellen – so Wasserstrom – nicht mehr als kurze snapshots dar, sind jedoch in der Lage, Geschichte und Mythos der Stadt zu untersuchen und Diskrepanzen zwischen unseren Vorstellungen über Shanghai und der Realität deutlich zu machen.

Eine zentrale These des Buches ist, dass Schanghai in Vergangenheit und Gegenwart eine „global city“ war und ist: Ihre aktuelle Globalisierung im 21. Jahrhundert ist eine Reglobalisierung, die mit der Gründung der Zeitung *North China Herald* 1850 ihren Anfang hat. Der *Herald* verbindet seit seiner ersten Ausgabe im Jahr 1850 – dem Jahr, wo auch Chinesen begannen, sich in den Konzessionsgebieten niederzulassen und die

Mehrheit der Bevölkerung darzustellen, – in seiner knapp 100jährigen Geschichte Schanghai mit dem Rest der Welt. Eine der erklärten Aufgaben der Zeitung war es, ein vorurteilsfreies Bild von Schanghai in China und im Ausland zu verbreiten. 1875 – eigentlich ein „year of no significance“ – sah (nach der bedeutsameren Gründung der *Shenbao* 1872) die Publikation einer Karte, die nach Catherine Vance Yeh ein besonderes kartographisches Porträt darstellt: anders als vorherige chinesische Karten beinhaltet sie eine genaue Repräsentation der ausländischen Konzessionen, und anders als europäische Karten bis zu diesem Datum erscheinen die Konzessionen und die chinesischen Teile Schanghais gleichberechtigt auf der Karte (S. 38-39). Während das folgende Kapitel zum Jahr 1900 in erster Linie die Konsequenzen des Boxeraufstandes für das Zusammenleben von Chinesen und Ausländern in der Stadt schildert, so stellt jenes zu 1925 die antiimperialistischen Proteste vom 30. Mai in den Vordergrund. Dieses zentrale Datum in der Entwicklung der chinesischen Arbeiterbewegung bzw. des chinesischen Nationalismus war, wie Wasserstrom argumentiert, ein Ereignis besonderer Natur für Schanghaier Bürger, jedoch ein Ereignis, das nicht Bruch, sondern Kontinuität der ausländischen Präsenz beinhaltet: einige zentrale Gebäude am Bund – wie etwa das Custom House und das Cathay Hotel – entstanden nämlich erst nach den Protesten. Das Kapitel zu 1950 beschreibt das Ausbleiben eines abrupten Wandels in der Großstadt nach der Befreiung 1949 und verweist anhand einer überblickartigen Untersuchung von Periodika jener Zeit darauf, dass das Leben eigentlich weiterging wie gewohnt (so waren Rikschas noch bis 1955 gebräuchlich, und Hausangestellte verschwanden in wohlhabenden Familien auch nach 1949 nicht). Nach 25 Jahren kommunistischer Herrschaft war Schanghai 1975 jedoch keine globale City mehr, sondern eine selbstgenügsame und eher stagnierende, auch wenn zur gleichen Zeit Besucher und Studenten aus Nordamerika und West-

europa nach China kamen und das koloniale Erbe noch stets präsent war. Das letzte Kapitel behandelt die radikalen Veränderungen durch die Wirtschaftsreformen, die Schanghai im Jahr 2000 wieder als die globale City erscheinen lassen. Ihre ganz eigenartige Moderne ist dabei charakterisiert durch den beständigen, raschen Wandel einerseits und der Etablierung der Stadt als ein Zentrum von Ausstellungen andererseits, das seinen nächsten Höhepunkt wohl in der kommenden Weltausstellung Expo 2010 findet.

Im abschließenden Teil des Buchs präsentiert Wasserstrom 10 Thesen, die seiner Meinung zufolge ein überzeugendes Bild von Schanghai präsentieren. Er erachtet die Weltausstellung als ein Ereignis, das die Metropole und ihr globales Image entscheidend verändern wird. Er lehnt es zudem ab, Schanghai als eine Stadt zu betrachten, in der allein Ost und West aufeinander trafen: ihre moderne Geschichte wurde schließlich entscheidend geprägt durch eine Vielzahl von nichtwestlichen und nichtchinesischen Akteuren (wie Juden, Gurkha, Japaner usw.), die auch heute noch eine Rolle spielen. Die Stadtgeschichte wird zudem mit Sicherheit die weitere Entwicklung Schanghais begleiten, wobei Geschichte dem Autor zufolge nicht nur die populären 1930er Jahre umfasst. Das postsozialistische Schanghai befindet sich schließlich in einem Prozess der Reglobalisierung, der seinen futuristischen Charakter weiter herausarbeiten wird, ohne seine aus der Vergangenheit resultierende Einzigartigkeit zu gefährden.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass das Buch mit einigen Vorurteilen aufräumt und ein neues, wenn auch ungewohntes, Bild von Schanghai präsentiert. Die Kürze des Buches und sein mitunter mühsames Festhalten an 25-Jahr-Intervallen (z.T. nur erreicht durch ein Auflisten zahlreicher Nebenschauplätze, wie z.B. im Kapitel zu 1925) lassen jedoch noch Raum für Verbesserungen in einem Werk, das mit schneller Feder geschrieben zu sein scheint. So ist der Hinweis auf „cartographic imperialism“ (S. 42) in bezug auf

Karten von Schanghai, welche nur die Konzeptionsgebiete wiedergeben, wenig überzeugend (um nur ein Beispiel zu nennen). Das Buch ist damit nicht ausschließlich an Akademiker gerichtet, sondern versucht, einem allgemeinen Publikum die Geschichte der globalen Metropole näher zu bringen, ergänzt um eine kommentierte Literaturliste (S. 141-46). Die kompakte Form der Schlussthese bietet eine interessante Grundlage für Diskussionen. Das Buch vermag es aber nicht, ein getreues und v.a. überzeugendes Abbild der Vergangenheit der Stadt zu liefern, für solche Zwecke sind die Arbeiten von Marie-Claire Bergère und Takashi Kosuke besser geeignet.

Marc Andre Matten

Hao Sun, Dániel Z. Kádár (eds.): It's the Dragon's Turn. Chinese Institutional Discourse

Bern, Berlin, Bruxelles u.a.: Peter Lang, 2008. 262 S., EUR 47,60

Mit „It's the Dragon's Turn“ liegt das erste, längst überfällige Herausgeberwerk vor, das sich ausschließlich der Interaktion chinesischer Muttersprachler (im Folgenden MS) im institutionellen Kontext widmet. Es beeindruckt durch fünf sehr ausführliche Beiträge, in denen survey interviews des U.S. Bureau of Census (Pan), Kundentelefonate (Sun), Gerichtsverhandlungen (Kádár), geschäftsinterne Besprechungen (Chan) und Arzt-Patientengespräche (Luke, Lam, Zhang) untersucht werden. Neben der thematischen Breite erhöht der Band seine wissenschaftliche Relevanz durch die theoretisch und methodisch vielfältigen Untersuchungsansätze ausnahmslos authentischer Daten. Außerdem werden in den Beiträgen nicht nur historische und zeitgenössische Daten, sondern auch das Chinesisch aus unterschiedlichen Regionen untersucht, was die heterogene Zusammensetzung Chinas angemessen würdigt. Mit dieser breiten Auslegung erreicht das Werk „a better un-

derstanding of what we may call ‚Chinese institutional discourse‘ in general“ (S. 13).

Die vergleichend angelegte Studie von Pan (US-amerikanisch – chinesisch) untersucht sprachspezifische Phänomene in standardisierten Befragungen in den USA von vorrangig chinesischen Interviewpartnern. Als Datengrundlage dienen 16 Interviews mit englischen MS und 24 Interviews mit chinesischen Immigranten in den USA. Die Daten werden mit einem methodischen Mischverfahren aus „ethnography of communication, discourse analysis, and motive analysis“ (S. 31) ausgewertet. Vor allem fallen bei chinesischen MS die qualitativ und quantitativ sehr reduzierten Antworten auf, in denen selten „a great deal of reasoning to explain their points of view, let alone their thinking processes“ (S. 34) nachzuweisen war. Unter anderem war weiterhin die Positionierung des Sprechers durch einen häufigen Wechsel der Personalpronomen ‚ich‘ und ‚wir‘ trotz Fragen nach der eigenen Meinung auffällig. Die von Pan eruierten Ergebnisse haben hohe praktische Relevanz für z. B. Marktforschungen in China. Die Autorin geht sogar so weit zu fordern: “[I]t will be necessary to rethink the entire question-answer sequence, rework interviewing questions, and design questions that can be effective and appropriate in eliciting the desired information“ (S. 67).

Im Beitrag von Sun werden 16 Kundentelefonate, die in den 1990er-Jahren in Shanghai stattgefunden haben, untersucht. Methodisch arbeitet sie mit der Ethnografie, der (kritischen) Diskursanalyse und der Konversationsanalyse. Im Vergleich zu US-amerikanischen MS fällt auf, dass chinesische MS eine Bestätigung des richtigen Ansprechpartners vor den thematischen Einstieg setzen, da eine Selbstidentifikation der Angerufenen nicht nachweisbar ist. Außerdem konnten am Gesprächsende nur selten „tokens of apprehiation“ (S. 91) oder Verabschiedungsfloskeln des Servicepersonals aufgezeichnet werden. Dankesbekundungen sind teilweise jedoch von Anrufern vor ihren